

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 11 (1921)
Heft: 25

Artikel: Der Abschied
Autor: Burg, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641493>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Tea-Room.

Von Cajetan Binz.

Die roten Lampen sind alle angezündet,
Aber in den samtenen Nischen herrscht blaues Dunkel;
Nur da und dort ein Demant- und Goldgefunkel,
Sonst nicht ein Zeichen, das die schönen Frauen verkündet.
Doch ahnt man, daß sie in den Polstern sitzen,
Die schlanken Hälse vom schweren Pelz entblößen
Und mit ihren feinen Fingerspitzen
Spielen auf seidengkisternden Schöken.
Und man hat Sehnsucht, ihre Gedanken zu wissen,
Die süß sind vom Singen gedämpfter Geigen;
Auch ist man hilflos hingerissen,
Ihnen die eigenen Gedanken zu zeigen.
So werbend ist die Luft in diesem Raum
Und so buhlerisch weich die rote Dämmerung.
Das Rad der Zeit dreht sich mit leiserm Schwingung,
Man merkt es nicht — und man ist wie im Traum.

Der Abschied.

Skizze von Anna Burg.

Schmeichelnde Klänge erfüllten den angenehm erhellen und durchwärmten Raum, in dessen ganzer Einrichtung eine gewisse künstlerische Harmonie herrschte.

Max Lichtenberg saß am Flügel und unter seinen schmalen Händen hervor quollen die weichen, schwermütigen Chopin'schen Melodien.

Antonie lehnte in der Sofaede mit geschlossenen Augen. Die ernste Schönheit ihres Antlitzes wurde nicht beeinträchtigt durch die tiefe Blässe, die darauf lagerte und von kaum überwundener Krankheit zeugte.

Ein wohliges Lächeln umspielte ihren vollen, glühend-roten Mund. Ihre weißen Hände lagen gefaltet in ihrem Schoß und die Spitzen, die ihre Handgelenke umschlossen, erzitterten leise von ihrem Pulsschlag. Sie lauschte dem Spiel mit vollkommenster Hingebung.

Max hörte plötzlich auf und drehte sich, mit dem Klavierstuhl nach ihr um. Er wollte ihr ein Scherzwort zurufen. Aber dann schwieg er, als er ihre geschlossenen Augen sah. Zärtlich ruhte sein Blick auf dem bleichen Gesicht mit dem verträumten Lächeln.

Ein beklemmendes Gefühl überkam ihn plötzlich — ein jäher, schneidender Schmerz.

Warum nur? Das war ja lächerlich; die Sache war ja gar nicht schlimm —

Sie fühlte seinen langen Blick und schlug die Augen auf. Freundlich nickte sie ihm zu.

„Ich danke dir für dein Spiel, — es hat mir sehr wohl getan, — ich danke dir!“

Und während sie noch sprach, glitten ihre Augen langsam, wie zögernd, nach der zierlichen, kleinen Stehuhr, die auf dem Paneeltbrett an der jenseitigen Wand stand.

„Acht Uhr,“ sagte sie, sich mit den schlanken Fingern über die Stirn fahrend. „Auf wann hattest du doch gleich die Droschke bestellt?“

„Auf halb neun,“ erwiderte er mit geprehter Stimme. Dann sprang er auf, setzte sich neben sie auf das Sofa und umschlang sie mit beiden Armen.

„Laß uns nicht sentimental werden, Liebling, du weißt ja, es hat ja gar nichts auf sich.“

„Gewiß,“ lächelte sie, „ich bin auch ganz ruhig, — mir ist ja gar nicht bang. Aber es wird Zeit, daß ich mich fertig mache.“

„Noch nicht; — es liegt ja alles bereit; und Minna hat ihre Vorschriften.“

Sie lehnte den Kopf an seine Schulter und ihre Blicke glitten langsam im Zimmer hin und her. Mit einer sie überraschender Intensivität empfand sie die Gegenwart ihres Glückes. Dieser zauberisch trauliche Raum — ihr warmes Heim! Diese Schulter, an der ihr Haupt ruhte — die Stütze ihres Lebens! Wie reich sie war! Daß sie es bis heute noch nie so deutlich empfunden hatte, wie namenlos glücklich sie war!

Sie blieben eine ganze Weile stumm, eng aneinander geschmiegt.

Von der Straße her tönte vereinzeltes Wagengerassel, dazwischen das Rieseln eines gleichmäßigen schlafrigen Regens.

Jetzt wieder Räderrollen aus der Ferne, das sich rasch näherte und vor dem Hause plötzlich verstummte.

Antonie fuhr auf.

„Das ist meine Droschke!“

Sie eilte hinüber nach dem Schlafgemach. Max folgte ihr.

Auf ihrem Bett lag alles bereit. Die kleine Pelzmütze, der weichgefüttete Abendmantel und eine gepackte und verschlossene Reisetasche.

Stillschweigend legte Max ihr den Mantel um die Schultern. Er sah, wie ihre Hände zitterten, als sie den Schleier umband, und wandte sich rasch ab.

In gezwungen leichtem Ton sagte sie dann:

„Ich bin bereit.“

Während Max im Korridor in den Ueberzieher schlüpfte, trat sie noch unter die Rükchentür.

„Na, also adieu, Minna; denken Sie an das, was ich Ihnen sagte und bedienen Sie den Herrn gut, indes ich fort bin.“

Die Magd hatte Tränen in den Augen, als die Herrin ihr die Hand schüttelte.

„Na, — muß es denn sein, Frau Lichtenberg? Dann wünscht ich bloß, daß Sie bald gesund wiederkommen.“

„Hoffentlich — hoffentlich!“

Nun traten sie zusammen aus dem mattenhellsten Hausflur hinaus auf die Straße. Max nannte dem Kutscher gedämpften Tones eine Adresse. Und nun rollten sie fort in die Nacht.

Es war eine trüb-schmutzige Winternacht. Die Straßen der Fabrikstadt waren schon ziemlich ausgestorben. Kein Hindernis stellte sich dem alten Mietsgaul entgegen. Schon nach einer Viertelstunde war das Ziel der Fahrt erreicht.

Die beiden hatten nur wenig zusammen gesprochen.

Als sie vor dem großen, düsteren Eckhause Halt machten, faßte Antonie hastig nach der Hand ihres Mannes.

„Du — —“

Es war nur ein ängstlicher Laut.

Max neigte sich zu ihr:

„Was ist dir, Kind? Wird dir doch bang?“

Sie schüttelte heftig den Kopf, als wollte sie sich selbst beschwichtigen.

„Nein, wie dumm — wie kann man so dumm sein!“

Während Max den Kutscher bezahlte, drückte Antonie rasch, wie um sich jeden Rückweg abzuschneiden, auf den elektrischen Knopf. Das Haustor sprang auf. Ein grämliches Gesicht zeigte sich am Fensterchen der Portierloge.

„Wohin?“

Max zeigte nach oben.

„Zu Doktor Werner.“

Das Fensterchen kloppte wieder zu.

Max zog Antoniens Arm in den seinen und langsam, als koste jeder Schritt Ueberwindung, stiegen sie zusammen die breite Steintreppe empor.

Auf der obersten Stufe schaute sich Max um. Das Haus war leer, totenstill. Da umschlang er die schlanke Gestalt neben sich, küßte die glühend roten Lippen und flüsterte:

„Nun laß uns tapfer sein!“

Sie nickte ihm nur zu, ohne zu antworten.

Auf ihr Klingeln öffnete ihnen eine junge Person die Entrée. Unter dem weißen Häubchen, das auf schlicht gekämmtem Haar ruhte, blickten ein paar milde Augen Antonie entgegen.

Das Zimmer, in das sie geführt wurden, verriet durch seine schablonenhafte Einrichtung das ärztliche Wartezimmer.

„Darf ich bitten, Platz zu nehmen? Herr Doktor kommt sofort.“

Max und Antonie nahmen nicht Platz. Sie standen nebeneinander, ohne sich anzusehen. Antoniens Arm ruhte noch immer in dem ihres Gatten. Ihre andere Hand zupfte nervös an der Pelzeinfassung ihres Mantels.

„Das war wohl die Pflegerin — nette Person, nicht?“ sagte endlich Max.

„Gewiß, — sehr sympathisch.“

In dem Augenblick trat der Arzt ein, ein großer, schlanker Mann, von vertrauenerweckendem Äußern und freundlichem Wesen.

Er schüttelte dem Ehepaar die Hände und begrüßte sie auf eine Weise, als ob sie gekommen wären, einen vergnügten Abend bei ihm zu verleben.

Das hatte etwas Erlösendes. Es war, als sei ein Bann von Max und Antonie gewichen. Sie plauderten ganz lebhaft.

Nach einer Weile führte der Arzt sie in das Schlafzimmer, in dem Antonie die Nacht und die folgenden drei Wochen zubringen sollte. Es war ein nur mit dem Nötigsten möbliertes Zimmer. Die kahle eiserne Bettstelle machte einen deprimierenden Eindruck. Das beklemmende Gefühl, das auf Minuten von ihr gewichen war, legte sich wieder schwer auf Antonie.

„Glauben Sie, daß Sie's hier aushalten, kleine Frau?“ fragte der Arzt, indem er ihr die Hand auf die Schulter legte; „Sie werden doch nicht etwa Angst haben, was? Das wäre töricht. Sie spüren von der ganzen Sache gar nichts und morgen um diese Zeit ist alles überstanden. Da ist ja gar nichts dabei, gar nichts. Sie werden mir doch glauben?“

Antonie sah dankbar in das ernste, gütige Antlitz. Die zuversichtlichen Worte taten ihr wohl.

Man sprach noch über allerlei weitabliegende Dinge. Dann ließ der zartfühlende Doktor die beiden allein.

Antonie setzte sich auf den Bettrand und senkte tief auf.

„Willst du nicht deine Sachen auspacken?“ fragte Max.

Er nahm die Reisetasche und öffnete sie. Sorgfältig ordnete er ihre Toilettegegenstände auf dem primitiven Waschtisch. Die pelzgefütterten Pantöffelchen stellte er neben das Bett und das spitzenbesetzte Nachtgewand legte er neben sie auf die Decke.

Dann hing er noch das weite, faltige Hauskleid an einen Nagel. Unwillkürlich strichen dabei seine Finger lieblos an den weichen Falten herab.

Sie sah ihm mit großen Augen und stillem Lächeln zu. Als er fertig war, setzte er sich neben sie auf den Bettrand und legte den Arm um sie.

„Grade komfortabel sieht es hier nicht aus!“ versuchte er zu scherzen.

„Nein, — schrecklich! Aber ich bleibe ja nicht lange hier.“

Sie lächelte bei dem Gedanken an ihr liebes, schönes Heim.

(Schluß folgt.)

Der kranke Löwe.

Die Fabel vom kranken Löwen, den jeder kleine Fuchs ungestraft an der Mähne zupfen und an allen Gliedern

zweiden darf, wiederholt sich in der europäischen Geschichte. England ist im gegenwärtigen Moment mehr als je gelähmt; die auflodernde Zornflamme Lloyd Georges gegen die polnisch-französischen Gelüste, welche in ihrer Heftigkeit Wunder wirkte, blaßt wieder ab, und rasch drängt Frankreich vor und versucht, dem Führer England das Gesetz des Handels neuerdings aufzuzwingen.

Noch sind es nicht die großen Sorgen, welche fern am britischen Horizont stehen und wahrscheinlich alle Kräfte des Reiches aufzehren werden. Einmal: Das Wiedererstarren eines großen Rußlands. Dann: Die amerikanischen Flottenrüstungen und das Problem Amerika-Japan. Es sind immer noch die Probleme der innern Konsolidierung und die Unruhen an der Peripherie, in Kleinasien und Persien, auf der großen Druckfläche gegen den Suezkanal.

Die große Sorge spielt zwar heute schon allenthalben in die Tagesangelegenheiten hinein. So, wenn die indischen Nationalisten, die heimlichen Verbündeten Moskaus, beschließen, daß im Fall eines Krieges der Engländer gegen Angora jeder indische Fürst und jeder Eingeborene England den Gehorsam aufzulegen habe, oder, wenn in der irischen Angelegenheit Amerika sich ziemlich offen auf die Seite der Rebellen zu stellen drohte, oder schließlich in der immer neuen Berufung der englischen Linksextremen auf Moskau.

Im englischen Bergarbeiterstreik drängen die Dinge nun der Katastrophe zu. Der Vermittlungsvorschlag der Regierung, von den Besitzern und von den Arbeiterführern angenommen, wurde von den Arbeitern selbst in der Urabstimmung verworfen. Das bedeutet den Sieg der Linken, die um keinen Preis von dem nationalen Lohnausgleich und dem Gewinnverzicht der Besitzer lassen will. Für die wirtschaftliche Lage des Landes erwachsen daraus verhältnismäßig geringe direkte Schäden, weil die Absatzkrise ohnedies fortbauert und mit oder ohne Streik über zwei Millionen von Arbeitern auf der Straße stehen. Bloß der effektive Ausfall der Kohlenausbeute bedeutet eine Schädigung der Welt insofern, als die Engländer durch ihre Lieferung den Preis für Kohle jeder Sorte noch tiefer senken würden, möglicherweise sogar bis zu einem Punkte, wo viele Kohlengruben nicht mehr produzieren und zur Schließung gezwungen sein dürften.

Aber weit wichtiger als die wirtschaftliche Schädigung kann der andauernd schlimme Einfluß auf die politische Lage werden. Neuerdings rufen die Bergleute sämtliche Gewerkschaften zur Hilfe auf, versuchen, den schon einmal gescheiterten Generalstreik zu entfesseln und alles zum Großkampf mit dem Kapital hinauszuleiten.

Sieben Millionen Lohnarbeiter stehen entweder in Unterhandlungen oder im Streik oder sind ausgesperrt. Die 50,000 ausgesperrten Baumwollarbeiter sind bloß ein Beispiel dafür, wozu die Krisis den Fabrikbesitzer führen muß, ob er will oder nicht; es soll hier gar nicht untersucht werden, ob damit der nationalen Wirtschaft endgültig gedient ist. Bloß dies ist für uns wichtig: Die Krisis verschärft die politischen Gegensätze katastrophal, ob nun gebremst wird oder nicht. Beweis: In der Metallindustrie wägen die Arbeiterführer die Lage richtig. Sie wissen, wie erwünscht den Fabrikanten ein Kampf wäre, und wissen, daß der Ausbruch vielleicht die schwere Erschütterung der Gewerkschaft brächte. Sie zögern darum. Allein angesichts der Aufrufe von Seiten der Miner, angesichts der immer steigenden Arbeitslosigkeit, angesichts der passiven Haltung, welche die Regierung der Krise gegenüber beibehält, finden die kommunistischen Katastrophenpropheten manches Ohr, das ihnen bei normalen Verhältnissen verschlossen bliebe. Die verwerfliche Untätigkeit des Staates, der bloß die Arbeitslosen unterstützt und sonst nichts tut, ruft geradezu nach den alten Postulaten: „Recht auf Arbeit“ und „planmäßige Leitung der Wirtschaft durch die Allgemeinheit“. Noch ein